

Applying Science

HM

Magazin der Hochschule München

Ausgabe 1/2026

Wie fühlst du dich heute?



Gesundheit als
Ressource

Wo Pflege auf Zukunft trifft
Seite 6

Reden rettet Leben
Seite 34



VOM MINT-MASTER ZUM MASTERMIND.

**UNSERE IDEEN SCHÜTZEN DEUTSCHLAND.
BEWIRB DICH AUF [ZITIS.BUND.DE](https://zitis.bund.de)**



Zentrale Stelle
für Informationstechnik
im Sicherheitsbereich

Mobiles Arbeiten, flexible Arbeitszeiten,
Überstundenausgleich, Hilfe bei Wohnungs-
suche und Umzug, individuelle Förderung
und vieles mehr. Alle Infos zu offenen Stellen
und unseren vielfältigen, spannenden Auf-
gaben findest du auf zitis.bund.de





Foto: Norbert Mairiedl

Gesundheit ist das Fundament eines guten Lebens. Doch wie bleiben wir gesund? Was kann man tun, um wieder gesund zu werden? Und wie stellen wir uns aktuellen Herausforderungen im Gesundheitsbereich wie dem Pflegenotstand?

Solch komplexe Fragen lassen sich nicht leicht beantworten. Doch unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Studierenden beweisen, dass mit Leidenschaft, Mut und neuen Ideen Lösungen gefunden werden können, die unser Leben und unsere Gesundheit verbessern können. Dabei geht es vor allem darum, Gesundheit als Ressource zu verstehen und sie aktiv zu gestalten.

So zeigen wir, wie die neue Studienfakultät MUC.HEALTH neue Maßstäbe für die Ausbildung im Gesundheits- und Pflegebereich setzt, wie Studierende einen Roboter zur Menschenrettung entwickeln, wie Forschende

neue Erkenntnisse zu besseren Arbeitsbedingungen in Pflegeberufen ans Licht bringen oder Handlungsempfehlungen erforschen, um die organisierte Selbsthilfe in der Psychiatrie zu stärken. Außerdem geben wir einen Einblick in die Idee eines Start-ups, das psychische Gesundheit durch einen Chatbot verbessern will und in einem Interview wird deutlich, was es bei der Selbstoptimierung zu beachten gilt. Schließlich stellen wir zwei besondere Persönlichkeiten der HM vor: eine Studentin, die als Social-Media-Influencerin Menschen für den Pflegebereich begeistert und eine Professorin, die als ausgebildete Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin ihre Leidenschaft für den Beruf in den Hörsaal trägt.

Viel Spaß beim Lesen – und bleiben Sie gesund!

Ihre Hochschulkommunikation



Studium

6

Wo Pflege auf Zukunft trifft

Neue Studienfakultät MUC.HEALTH verbindet Gesundheit, Technik und Empathie

10

Ein Roboter als Rettungshelfer

Studierende entwickeln KI-Roboter zur Bergung verletzter Personen

12

Mikroskope Marke Eigenbau

Studierende stellen im DIY-Projekt eigene Mikroskope her

16

Studieren und die Welt entdecken

Zwei Studierende über das Erlebnis „Auslandssemester“

Forschung

20

Pflegearbeit nach eigenem Takt

Promotion zeigt, warum Zeitarbeit zur attraktiven Alternative wird

24

Gestärkt durch die Krise

Forschungsteam entwickelt Maßnahmen zum Schutz der organisierten Selbsthilfe

28

Strom aus dem Dorf für das Dorf

Forschungsprojekt testet autarke Energieversorgung

30

Warum Katzen in Video-Meetings die Kommunikation verändern

Promotion erforscht, wie Alltagsmomente Nähe schaffen und Gespräche menschlicher machen



34

Transfer

34

Reden rettet Leben

Ein Start-up unterstützt Jugendliche in psychischen Krisen mit KI-Chatbot

38

Meine Gesundheitsdaten und ich

Ein Gespräch mit HM-Professor Dominikus Baur zu Selbstoptimierung

42

Die Energiewelt von morgen

Ein Buchprojekt zeigt, wie sich Energie sparen lässt, ohne auf Lebensqualität zu verzichten

44

Ready to transfer?

Wie eine Tool-Box Transferkompetenzen aufbaut



46

Menschen

46

Hinter den Kulissen der Pflege

HM-Absolventin Sophia Reimer über ihre Leidenschaft für die Pflege

48

Von der Ausbildung zur Professur

HM-Professorin Monika Schaffner über Mut als Karriereprinzip

INSIDE:HM

32

Wissenswertes – auf einen Blick

Wo Pflege auf Zukunft trifft



Die neue Studienfakultät MUC.HEALTH der HM verbindet Gesundheit, Technik und Empathie. Sie forscht dort, wo der Bedarf am größten ist.



Simulationspuppe „Nursing Anne“
sorgt für realistische Pflegeszenarien

Fachkräftemangel, Digitalisierung, alternde Gesellschaft: Das Gesundheitswesen steht unter Druck wie selten zuvor. Während Pflegefachpersonen in überlasteten Stationen kämpfen, fehlt es an akademisch ausgebildeten Köpfen, denen es gelingt, neue Technologie einzusetzen und zugleich den Menschen zu sehen. Mit der Studienfakultät MUC.HEALTH (Munich Campus for Health and Engineering) ist im Februar 2026 an der Landsberger Straße in München ein Ort entstanden, der genau diese Lücke schließen will: interdisziplinär, praxisnah, forschungsstark.

Ein Campus für die Pflege der Zukunft

Die Studienfakultät bündelt Gesundheitswissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Management unter einem Dach, inklusive Simulationsräumen, Intensivstations-Dummys und einem virtuellen Leichnam für die Anatomielehre. Die neuen Laborräume sind Lernorte, an denen Studierende Situationen üben, bevor sie im Ernstfall bestehen müssen. Die bayerische Gesundheitsministerin Judith Gerlach brachte es bei der Eröffnungsfeier auf den Punkt: Mit MUC.HEALTH könne künftig technische und digitale Innovation ganz praktisch in den Alltag von Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen und die häusliche Pflege integriert und die Akademisierung der Pflegeberufe gefördert werden. „Wir denken Gesundheit, Technik und Management konsequent zusammen – so entstehen praxisrelevante Innovationen, die einen echten Mehrwert bieten. Unsere Absolventinnen und Absolventen sind nicht nur fachlich exzellent ausgebildet, sondern verstehen es, innovative Technologie und IT-Lösungen wie Machine Learning empathisch in den Dienst des Menschen zu stellen“, sagt HM-Professor Andreas Fraunhofer, kommissarischer Studienfakultätsdekan von MUC.HEALTH.

Die Studienangebote im Überblick

MUC.HEALTH startet mit drei bereits bestehenden Studiengängen, drei weitere Angebote sind in Vorbereitung.

Bachelor Angewandte Pflegewissenschaft

Der Studiengang kombiniert die hochschulische Pflegeausbildung mit wissenschaftlicher Methodik. Wer hier studiert, lernt nicht nur, Pflegeprozesse auszuführen, sondern auch, sie kritisch zu hinterfragen und auf Basis aktueller Evidenz weiterzuentwickeln.

Master Advanced Nursing Practice (ANP)

Für erfahrene Pflegefachpersonen, die fachlich mehr wollen. Der berufsbegleitende Masterstudiengang bereitet auf erweiterte klinische Rollen vor: hoch-



Foto: Julia Bergmeister

HM-Professorin Astrid Herold-Majumdar zeigt, wie am Patientensimulator geübt wird, wie Patienten versorgt werden

komplexe Versorgungsaufgaben sowie Expertenrollen in multiprofessionellen Teams. Advanced Nursing Practice ist international längst etabliert, in Deutschland schließt dieser Studiengang eine Lücke.

Master Mental Health

Psychische Gesundheit wird hier aus multiprofessioneller Perspektive gedacht, die die Versorgungssysteme übergreifend arbeitet. Der Studiengang richtet sich an Professionen aus dem Bereich der Sozial- und Gesundheitswissenschaften mit dem Fokus Sozialpsychiatrie.

Noch in den Startlöchern stehen drei weitere Studienangebote: Der Bachelor Health and Engineering mit dem Schwerpunkt „Ambient Assisted Living“ und technische Hilfsmittel, der Bachelor Digital und Public Health mit Fokus auf KI im Gesundheitswesen und Auswertung von Gesundheitsdaten sowie das Zertifikatsprogramm Gesundheit in der Gebäudetechnik werden zum kommenden Wintersemester angeboten. Damit wächst der Campus weiter.

Angewandte Forschung als Grundlage

Lehre allein reicht nicht aus. MUC.HEALTH steht auch für angewandte Forschung, die Lösungen für drängende Herausforderungen im Gesundheitswesen entwickelt.

Prävention von sexualisierter Gewalt

Sexualisierte Gewalt geschieht auch in pflegerischen Versorgungskontexten und ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. In der professionellen Qualifizierung wie in Ausbildung und Studium nimmt es bisher zu wenig Raum ein. Das Projekt unter der Leitung



Foto: Julia Bergmeister

Verblüffend echt wirkt die Simulationspuppe „Paul“, mit der die Versorgung eines Frühgeborenen geübt wird

von HM-Professor Markus Witzmann entwickelte praxisnahe Handreichungen, kompakte Factsheets und eine exemplarische Modulreihe als fundierte Grundlage, um Auszubildende und Studierende zu sensibilisieren. Sie können damit Kompetenzen aufbauen und handlungsfähig werden. Gleichzeitig richtet sich das Projekt an Fachpersonen, Lehrende und Einrichtungen, damit auch sie wissen, wie sie das Thema ansprechen, erkennen und Betroffene gezielt weiterverweisen können.

Digitale Entlastung für die Pflegeausbildung

Gut ausgebildetes Pflegefachpersonal benötigt eine gut geplante Ausbildung. Die Plattform Platoo löst genau dieses Problem. Die Software, entstanden im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Gesundheit, Pflege und Prävention, übernimmt die Planung von Praxiseinsätzen in der beruflichen Pflegeausbildung. Die HM-Professoren Andreas Fraunhofer und Peter Mandl entwickelten mit Leila Wanner, Christian Markus und Alexander Döschl die Elemente Einsatzzuweisung, Dokumentation, Kommunikation zwischen Pflegeschulen und Praxiseinrichtungen. Bereits in einer Modellregion getestet, bewertete die große Mehrheit der Nutzenden Platoo als spürbare Entlastung. Auch die Fachverbände und die Deutsche Krankenhausgesellschaft unterstützen das Projekt, das bald bayernweit ausgerollt werden soll.

„Pflegeschätze“ von und für pflegende Familien

Rund 70 Prozent der pflegenden Eltern arbeiten mehr als 35 Stunden pro Woche für die Betreuung ihres Kindes mit einem erhöhten Unterstützungsbedarf. Trotzdem zahlt ein Drittel von ihnen über 1.000 Euro pro

Jahr für die medizinisch-pflegerische Versorgung ihrer Kinder aus der eigenen Tasche. Diese Zahlen stammen aus der Studie des HM-Forschungsteams zum Thema „Pflegeschätze“, geleitet von HM-Professorin Astrid Herold-Majumdar, die von 2024 bis 2025 über 200 pflegende Eltern und Angehörige befragte. Das Kooperationsprojekt der HM mit der TH Köln, TU Darmstadt und weiteren Partnern geht jedoch über die Datenerhebung hinaus. Aus der Forschung entstanden co-kreative Methoden zur Selbsthilfe: ein digitaler und ein analoger Methodenkoffer, Moderationstrainings sowie Gesprächsimpulse. Die Idee dahinter? Kreativitätsräume schaffen, die pflegende Familien stärken und lösungsorientiert begleiten.

MUC.HEALTH als Modell

Was die Studienfakultät auszeichnet, ist nicht allein das Curriculum oder die Laborausstattung. Es ist der Anspruch, Gesundheit, Technik und gesellschaftliche Wirklichkeit nicht weiter getrennt voneinander zu denken. Absolventinnen und Absolventen von MUC.HEALTH sind versiert darin, Pflege und Gesundheit mit Technologie zu verknüpfen und den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. ● *Ralf Kastner*

➔ [Zur MUC.HEALTH-Webseite](#)



Wie ein Roboter Menschenleben rettet



Foto: Manuel Wittmann

Die fertigen Roboter-Prototypen

Im Lehrprojekt R.O.S.A. programmierten fünf Elektrotechnik und Informationstechnik Masterstudierende einen Mini-Roboter, der Gefahrenbereiche selbstständig erkundet, mithilfe von KI verletzte Personen und Brandquellen identifiziert und Einsatzkräfte in den kritischen ersten Minuten eines Einsatzes unterstützt.



[➤ Zum Reel auf Instagram](#)



Foto: Manuel Wittmann

Das Projektteam arbeitete ein Semester lang an den Prototypen

Eine Tiefgarage steht in Brand. Dichter Rauch hängt zwischen den Fahrzeugen und verhindert die Sicht. Zwischen den Fahrzeugen liegt eine verletzte Person, die allein keinen Weg nach draußen findet. Für Rettungskräfte ist genau das eine große Herausforderung, denn beim Betreten eines solchen Bereichs bringen sie sich oft selbst in Gefahr. Wertvolle Minuten vergehen und doch zählt jede Sekunde, um verletzte Personen zu finden. An dieser Stelle setzt R.O.S.A. an: der Rescue Operation Search Assistant Mini-Roboter scannt autonom den Gefahrenbereich, lokalisiert mithilfe von KI Verletzte und leitet sie in Richtung Sicherheit.

Von der Idee zum funktionierenden System

Entwickelt wurde R.O.S.A. von fünf Studierenden im Masterstudiengang Elektrotechnik und Informationstechnik unter der Leitung des HM-Lehrbeauftragten Jens Halbig. Isabel Aign, Moritz Wahl, Maximilian Seemüller, Linus San und Zain Alishammat arbeiteten sich dafür Schritt für Schritt vor – von der ersten Bedarfsanalyse über die Programmierung der notwendigen Software bis hin zum erfolgreichen Testlauf des Prototyps. Jedes Teammitglied verantwortete dabei einen eigenen Teilbereich, zum Beispiel mit dem Fokus auf die Navigationssoftware, die Kameraauswertung oder die Benutzeroberfläche. Dabei standen die Zusammenarbeit und das selbstständige Arbeiten im Vordergrund: „Am besten gefallen haben mir am Projekt die vielseitigen Möglichkeiten und die freie Gestaltung bei der Umsetzung von Ideen sowie die Teamarbeit und spaßige Atmosphäre“, betont HM-Student Maximilian Seemüller. Am Ende musste die eigene Lösung nahtlos in das Gesamtsystem integriert werden.

KI erkennt, wer Hilfe benötigt

Was R.O.S.A. besonders macht, ist der Einsatz von Künstlicher Intelligenz. Mit einem speziellen Sensor tastet der Roboter seinen Weg ab, navigiert um Hindernisse herum und übermittelt seine Position fortlaufend an ein Kontroll-Display. Der speziell entwickelte Algorithmus wertet zudem die Bilder der im Roboter integrierten Kamera aus und erkennt dabei, wo sich eine Person befindet und ob diese steht, sitzt oder liegt. Wird jemand als verletzt identifiziert, reagiert das System automatisch: Ein Notruf wird ausgelöst und die Person durch das Folgen des vorausfahrenden Roboters in eine Evakuierungszone geleitet. Zusätzlich erkennt R.O.S.A. Feuer im Kamerabild und liefert Rettungskräften so eine räumliche Einschätzung der Gefahrenquellen – alles in Echtzeit und aus sicherer Entfernung beobachtbar.

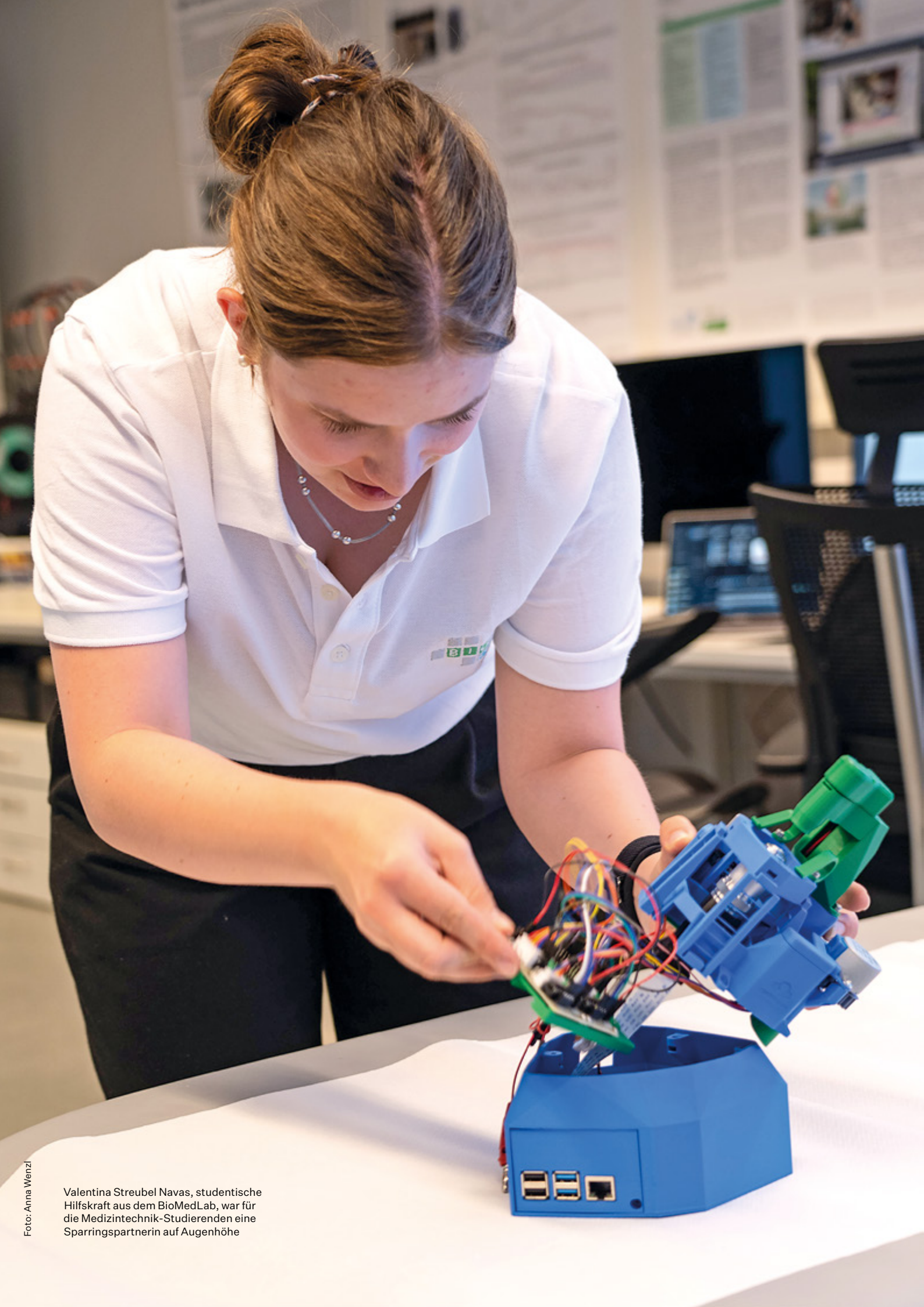
Mehr als ein Semester Arbeit

Die größte technische Hürde bestand darin, alle Einzelkomponenten zu einem reibungslos funktionierenden Gesamtsystem zu verbinden. Dafür mussten Software-Module miteinander kommunizieren, Kartierung, Hinderniserkennung und Personendetektion zuverlässig ineinandergreifen. Hinzu kam die Einarbeitung in neue Technologien, gerade zu Projektbeginn eine Herausforderung, mit der das Team wachsen konnte. „Elektrotechnik ist ein Bereich, in dem man kreativ sein, eigene Ideen umsetzen und wirklich etwas bewegen kann“, so HM-Studentin Isabel Aign. Für die Zukunft wünscht sich das Team, dass R.O.S.A. weiterentwickelt wird und tatsächlich in Rettungsszenarien zum Einsatz kommt, um Menschenleben zu retten. ● Constance Schölch



Foto: Manuel Wittmann

Der größte Erfolgsmoment? Als der Roboter erfolgreich getestet wurde



Medizintechnik-Studierende der Hochschule München haben im Rahmen eines Lehrprojekts eigene Mikroskope gebaut – für unter 300 Euro pro Stück. Was dabei herauskam, beeindruckte alle Beteiligten.

Mikroskope Marke Eigenbau

Ein Mikroskop komplett selbst bauen? Sicher anspruchsvoll, aber warum nicht? Das dachte sich HM-Professor Christian Hanshans der Fakultät für angewandte Naturwissenschaften und Mechatronik und entwickelte ein Lehrkonzept für Medizintechnik-Studierende im vierten Semester. Im Fokus: projektbasiertes Lernen. Schließlich müssen die Studierenden im späteren Berufsleben medizinische Geräte – von Blutdruckmessern über EKG- und Ultraschallgeräte bis hin zu CT-Scannern und Beatmungsmaschinen – verstehen, entwickeln und erklären können.

Kleines Budget, großer Lerneffekt

„Ein Mikroskop zu bauen, erschien uns ein gutes Übungsprojekt“, erklärt Melanie Rammler, die das DIY-Projekt als Laboringenieurin an der HM mitbetreute. „Zudem brauchen wir im Labor regelmäßig Mikroskope, deren Anschaffung mit mehreren tausend Euro kostenintensiv ist.“ Demgegenüber stehen die Materialkosten von unter 300 Euro pro DIY-Mikroskop – großer Lerneffekt inklusive. Finanziert wurde das Projekt über das Förderprogramm Lehrinnovation der HM-Stabsabteilung Innovative Lehre.

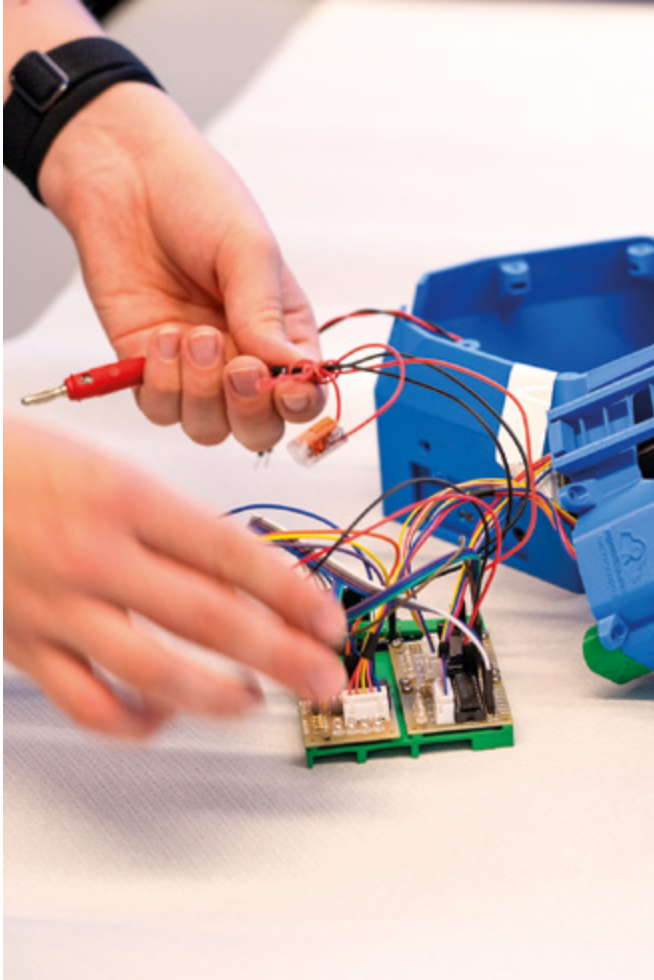


Foto: Anna Wenzl

Nach dem 3D-Druck und dem Aufspielen der Software auf den Einplatinencomputer wurden die einzelnen Komponenten zusammengebaut

Hanshans, der an der HM medizinische Grundlagen sowie Medizintechnik lehrt, beschreibt seinen Ansatz so: „Die Studierenden erlernen 3D-Druck, Verkabelung, Programmierung, Zusammenbau und auch die Anwendung der Mikroskope ganz praxisnah.“

Ein Semester, drei Mikroskope

Zur Wahl standen zwei Typen von Mikroskopen: ein digitales, automatisiertes Durchlichtmikroskop und ein komplexeres Gerät für die 3D-holografische Mikroskopie. Während das Durchlichtmikroskop klassische zweidimensionale Aufnahmen von Proben ermöglicht, erlaubt das holografische Mikroskop die dreidimensionale Darstellung von Objekten – ganz ohne Färbung oder aufwendige Probenvorbereitung. Die elf Studierenden nahmen freiwillig teil – als Anreiz gab es lediglich Bonuspunkte für die Abschlussprüfung – und teilten sich in drei Gruppen auf. Als Studierende im vierten Semester brachten sie bereits Vorwissen in Werkstoff- und Fertigungstechnik, Elektronik, Optik und Programmierung mit. „Jede Gruppe sollte mithilfe von 3D-Druckverfahren auf Basis von Open-Science-Initiativen ein eigenes Mikroskop bauen“, erklärt Rammler. Dafür war ein Semester lang Zeit. Maßgeblich unterstützt hat sie dabei Valentina Streubel Navas, die als studentische Hilfskraft im Bio-MedLab den Medizintechnik-Studierenden bei Fragen zur Seite stand. „Unsere Erfahrung zeigt, dass Kommunikation auf Augenhöhe – von Studierenden zu Studierenden – oft besser funktioniert“, so Rammler.

Scheitern gehört dazu

Die Studierenden erhielten die Aufgabenstellung und sollten sich dann selbst organisieren: Sie wählten Bauteile wie Optik, Kabel, Stecker, Beleuchtung und Einplatinencomputer für die Bestellung aus und machten sich praktisch mit Konstruktion und 3D-Druck vertraut. Drucker, Filament und sämtliche Bauteile stellte HM-Professor Hanshans bereit, die Erfahrung mussten sie selbst sammeln. „Natürlich wurden dabei auch Teile verdruckt und Platinen beschädigt, aber Scheitern gehört zum Lernen dazu“, sagt Rammler. Anschließend bauten die Studierenden die Komponenten zusammen und spielten die Software auf den Einplatinencomputer. Dabei waren stets kritisches Denken, Problemerkennung und Verbesserungsbereitschaft gefragt. Dazu meint Streubel Navas: „Besonders gefallen hat mir die Interdisziplinarität des Projekts: Es ging nicht nur um Optik, sondern auch um Konstruktion, 3D-Druck, technische Umsetzung und die sinnvolle Weiterentwicklung des Aufbaus.“ Student Niklas Humbert ergänzt: „Auch wenn wir das

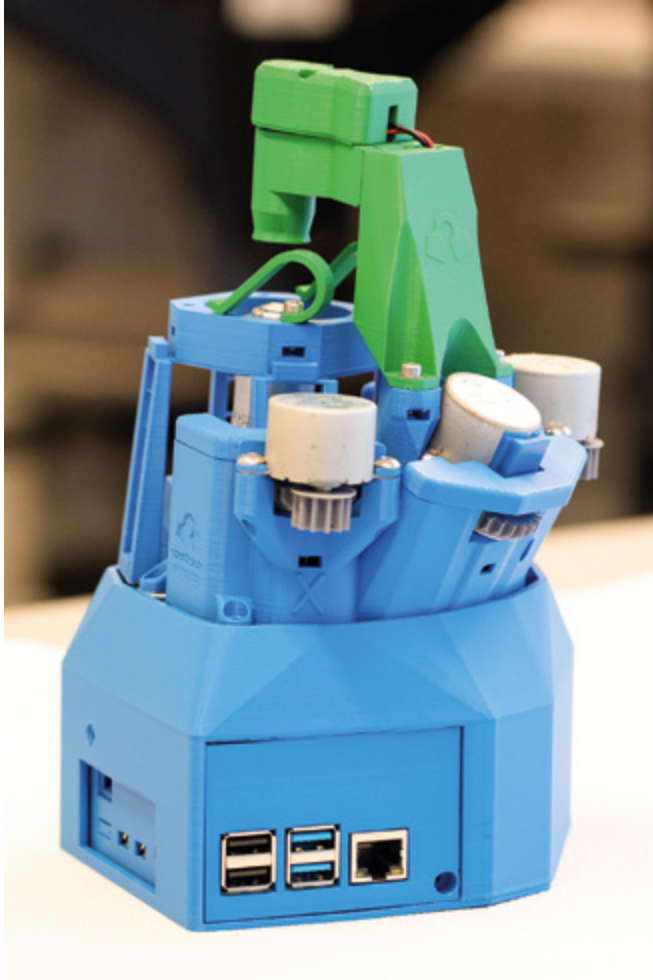


Foto: Anna Wenzl

Ein voll funktionsfähiges Mikroskop, erstellt im DIY-Verfahren von HM-Studierenden im BioMedLab

„Auch wenn wir das Projekt als kleine Gruppe durchgeführt haben, waren wir durch die Open-Science-Community doch Teil von etwas Großem.“

Niklas Humbert

Projekt als kleine Gruppe durchgeführt haben, waren wir durch die Open-Science-Community doch Teil von etwas Großem.“

Ausprobieren, verstehen, weiterentwickeln

Trotz aller Komplexität gelang es den Studierenden-Gruppen, funktionsfähige Mikroskope zu bauen, die inzwischen in der Lehre – auch für andere Studiengänge – im alltäglichen Einsatz sind. Studentin Annie Gradtke zeigt sich beeindruckt: „Ich war überrascht, wie gut Funktionalität und Auflösung unseres DIY-Mikroskops sind.“ Auch die überfachlichen Kompetenzen der Studierenden profitierten: Methodisches Arbeiten, Problemlösefähigkeit und Teamarbeit wurden praxisnah trainiert. Hanshans zieht ein positives Fazit: „Der erste Durchlauf zeigte eine gesteigerte Beteiligung der Studierenden und bessere Prüfungsergebnisse.“ Streubel Navas resümiert: „Der Prozess aus Ausprobieren, Verstehen und Weiterentwickeln war für mich besonders lehrreich.“ Bei so viel Zuspruch dürfte das nächste DIY-Projekt nicht lange auf sich warten lassen. ● *Daniela Hansjakob*

Studieren und die Welt entdecken

Ein neues Land, eine fremde Sprache, ein unbekannter Campus: Ein Auslandssemester verändert nicht nur den Studienalltag, sondern oft auch den Blick auf das eigene Leben. Zwei Studierende berichten von ihren Erfahrungen zwischen München, Finnland und Brasilien.

Ob über das ERASMUS+-Programm ins europäische Ausland oder in weit entfernte Teile der Welt – die Austauschprogramme an der HM ermöglichen es, Studium und internationales Lernen miteinander zu verbinden. Gleichzeitig finden internationale Studierende aus aller Welt an der HM eine neue Heimat auf Zeit. Was dieser Austausch bewirken kann, zeigen die Geschichten zweier Studierender: Antonia Sellerer studiert Tourismusmanagement an der Fakultät für Tourismus und verbrachte ein Auslandssemester an der JAMK University of Applied Sciences in Jyväskylä, Finnland über das ERASMUS+ Programm. Hingegen erlebte Germano Ribeiro aus Brasilien ein Semester lang die HM. Er studiert Control and Automation Engineering an der Centro Federal de Educação Tecnológica de Minas Gerais im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais und berichtet von seinen Eindrücken in Deutschland. Im Interview erzählen sie von ihren Erfahrungen, den größten Unterschieden zwischen Heimat und Ausland und was sie anderen Studierenden raten.



➔ [Zum International Office](#)

HM: Was war der größte Unterschied zum Studienalltag in Deutschland?

Antonia Sellerer In Finnland hatten wir kaum Frontalunterricht, stattdessen viele Projekt-, Gruppen- und Praxisarbeiten. Außerdem gab es keine wirkliche Klausurenphase, sondern über das Semester verteilte Assignments, Präsentationen und Projekte. Der größte Unterschied zur HM war die Anwesenheitspflicht in den meisten Kursen. Das war etwas, woran ich mich erst wieder gewöhnen musste.

HM: Was hat Ihnen am besten gefallen?

Antonia Sellerer Besonders beeindruckt hat mich, dass in Finnland sehr viel Wert auf Work-Life-Balance gelegt wird, was sich auch in der Lebensweise der Finnen widerspiegelt. Der Alltag wirkt sehr entschleunigt, ob im Berufsverkehr, beim Einkaufen oder im Studium, niemand scheint gestresst zu sein. Die Menschen sind dadurch insgesamt viel entspannter und offener.

HM: Was würden Sie Studierenden raten, die auch überlegen, ein Auslandssemester zu machen?

Antonia Sellerer Ich kann ein Auslandssemester nur empfehlen. Diese Chance ist nicht selbstverständlich, und die Erfahrungen, Erinnerungen und persönlichen Entwicklungen, die man dabei sammelt, begleiten einen ein Leben lang. Der Bewerbungsprozess ist zwar mit einigem Aufwand verbunden, lohnt sich aber definitiv. Durch die Informationsveranstaltungen von meiner Fakultät und dem International Office wird sehr verständlich erklärt, welche Unterlagen wann und wo eingereicht werden müssen und wie der gesamte Ablauf funktioniert.

„Die Erfahrungen,
Erinnerungen und per-
sönlichen Entwicklun-
gen, die man dabei
sammelt, begleiten
einen ein Leben lang.“

Antonia Sellerer



Foto: privat

Nordische Architektur an der Küste



Foto: privat

Studieren und Reisen: Antonia Sellerer bei einem Trip zu den Lofoten in Norwegen

„Es geht nicht nur darum, was man im Studium lernt, sondern auch darum, zu welcher Person man sich auf diesem Weg entwickelt.“

Germano Ribeiro

Foto: Germano Ribeiro



Einer von Germano Ribeiros Lieblingsorten in München: Der Olympiapark

HM: Was war der größte Unterschied zwischen der HM und Ihrer Heimathochschule in Brasilien?

Germano Ribeiro Einer der größten Unterschiede, den ich bemerkt habe, war die starke Verbindung zur Industrie und zu praktischen Anwendungen. An der HM waren viele Kurse eng an realen Herausforderungen ausgerichtet, wodurch sich das Lernen sehr konkret anfühlte und direkt für die Ingenieurpraxis relevant war.

HM: Was war Ihr persönliches Highlight?

Germano Ribeiro Mein persönliches Highlight war auf jeden Fall die Kombination aus akademischer Ausbildung und den kulturellen Erlebnissen. In zwei verschiedenen Ländern zu studieren, hat mich dazu gebracht, mich anpassen zu können, auf neue Weise zu kommunizieren und Ingenieurwissenschaften (als auch das Leben generell) aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

HM: Warum lohnt sich ein Auslandssemester?

Germano Ribeiro Ich würde ein Auslandsstudium sehr empfehlen, weil es sowohl die berufliche als auch die persönliche Entwicklung auf eine Weise beschleunigt, die sich anders kaum erreichen lässt. Es geht nicht nur darum, was man im Studium lernt, sondern auch darum, zu welcher Person man sich auf diesem Weg entwickelt.

Das Interview führten Lisa Miethke und Constance Schölch

Foto: Germano Ribeiro



Bayerische Kultur entdecken: Ein Besuch im Biergarten darf nicht fehlen



Foto: privat

Ankunft an der HM: Germano Ribeiro am „Welcome Day“ im Roten Würfel

Pflegearbeit nach eigenem Takt



Mehr Selbstbestimmung, bessere Bezahlung, planbare Dienste: Eine Dissertation von Dr. Isabelle Riedlinger zeigt, warum Zeitarbeit für viele Pflegekräfte zur attraktiveren Alternative wird.

Pflegekräfte sind im Schichtdienst oft mit kurzfristigen Planänderungen und Personalausfällen konfrontiert



Zeitarbeit hat in Deutschland nicht immer den besten Ruf. In vielen Branchen gilt sie als unsicher, schlecht bezahlt und wenig attraktiv für Beschäftigte. Wer in Zeitarbeit arbeitet, so die verbreitete Annahme, hat oft keine andere Wahl. In der Pflege scheint sich dieses Bild jedoch zu wandeln. Einige Fachkräfte entscheiden sich bewusst dafür, ihre feste Anstellung in Kliniken und Pflegeeinrichtungen zu verlassen und über Zeitarbeitsagenturen zu arbeiten. Warum das so ist, hat Dr. Isabelle Riedlinger von der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften untersucht. In ihrer Dissertation, die sie an der HM und der Universität Hamburg verfasste, ging sie der Frage nach, welche Motive hinter dem Wechsel stehen – und was sich dadurch im Arbeitsalltag verändert.

Mehr Kontrolle über Zeit und Einsatzort

Für ihre Forschung führte Riedlinger Interviews mit Pflegefachkräften in der Zeitarbeit und analysierte in qualitativen Fallstudien die unterschiedlichen Perspektiven auf Arbeitsvollzüge und Lösungsideen für den Fachkräftemangel in vier Pflegeeinrichtungen. Ihr Fazit: Anders als in anderen Branchen eröffnet die Zeitarbeit Pflegekräften spürbare Vorteile gegenüber einer festen Anstellung. Ein wichtiges Motiv ist die höhere Planbarkeit von Arbeitszeiten. Wer über eine Agentur arbeitet, kann häufig mitentscheiden, wann und wo Einsätze stattfinden. Auch finanzielle Aspekte spielen eine Rolle. Aufgrund des anhaltenden Fachkräftemangels sind qualifizierte Pflegekräfte stark gefragt. Einrichtungen müssen gesetzliche Fachkraftquoten erfüllen und greifen deshalb auf externe Kräfte zurück. Für Zeitarbeitskräfte entstehen dadurch bessere Verhandlungsmöglichkeiten – etwa bei Löhnen oder Einsatzbedingungen. Festangestellte hingegen sind stärker an ihre Einrichtungen gebunden und haben meist weniger Spielraum.

Ein weiblich geprägtes Berufsfeld

Für Riedlinger bietet Zeitarbeit Pflegekräften in gewisser Weise eine Form der Emanzipation. Um zu verstehen, was damit gemeint ist, lohnt sich ein Blick auf die Struktur des Berufsfeldes. Rund 82 Prozent der Pflegekräfte in Deutschland waren laut einer Statistik der Bundesagentur für Arbeit im Jahr 2025 Frauen. Pflege gilt traditionell als sogenannte Care-Arbeit – als Fürsorgearbeit, die gesellschaftlich lange als „typisch weiblich“ verstanden und häufig mit Erwartungen an Belastbarkeit und Selbstaufopferung verknüpft wird. Diese Erwartungen prägen den Arbeitsalltag der Pflege bis heute: Kolleginnen und Kollegen fallen aus, Dienstpläne ändern sich dadurch kurzfristig, Schich-



Foto: Christiane Taddigs-Hirsch

Dr. Isabelle Riedlinger untersuchte in Interviews und Fallstudien, warum Pflegekräfte in die Zeitarbeit wechseln

„In der Pflege herrscht ein starkes Verantwortungsgefühl, nicht nur gegenüber den Patientinnen und Patienten, sondern auch gegenüber dem Team.“

Isabelle Riedlinger

➔ [Zur Publikation](#)





Foto: Manuel Wittmann

Pflege bleibt ein stark weiblich geprägtes Berufsfeld – mit hohen Anforderungen an Flexibilität und Belastbarkeit

ten müssen neu organisiert werden. Viele Pflegekräfte springen regelmäßig ein, um Versorgungslücken zu schließen, oft zulasten der eigenen Erholungszeit.

Wenn eigene Bedürfnisse hinten anstehen

Diese Bereitschaft ist eng mit einer beruflichen Haltung verknüpft, die in der Pflege weit verbreitet ist. „In der Pflege herrscht ein starkes Verantwortungsgefühl, nicht nur gegenüber den Patientinnen und Patienten, sondern auch gegenüber dem Team“, sagt Riedlinger. „Trotz prekärer Arbeitsbedingungen sind gemeinsame Arbeitskämpfe für verbesserte Rahmenbedingungen eher selten.“ Durch die Zeitarbeit gewinnen Pflegekräfte in diesem System individuelle Freiräume zurück: Sie können selbst entscheiden, unter welchen Bedingungen sie arbeiten möchten, und setzen so ihre Grenzen klarer. Für viele Pflegekräfte bedeutet das spürbar mehr Entlastung und Selbstbestimmung im Arbeitsalltag.

Kein Ersatz für strukturelle Reformen

Gleichzeitig ist Zeitarbeit keine Lösung für die grundlegenden Herausforderungen der Branche. Denn auch

Zeitarbeitskräfte berichten von zusätzlichen Belastungen wie fehlender Teamzugehörigkeit, hoher Flexibilitätserfordernissen oder Informationsdefiziten im Alltag. Hinzu kommt, dass Stundenlöhne und Zuschläge oft individuell ausgehandelt werden müssen und finanzielle Einbußen bei Krankheitsausfällen möglich sind. „Strukturelle Probleme wie Fachkräftemangel und hohe Belastung bleiben weiter bestehen“, betont Riedlinger. „Das Ziel struktureller Veränderungen sollte darin bestehen, Arbeitsbedingungen grundlegend so zu verbessern, dass Pflegekräfte mit ausreichender Personalabdeckung nach fachlichen Qualitätsansprüchen arbeiten können. Dadurch würde Zeitarbeit die Funktion des Fluchtkorridors aus prekären Arbeitsverhältnissen verlieren.“ Für ihre Dissertation wurde Riedlinger mit dem Genderpreis der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg ausgezeichnet. Betreut wurde die Arbeit von Prof. Dr. Wolfgang Menz und Prof. Dr. Gabriele Fischer. Nach ihrer Promotion forscht Riedlinger an der HM im Projekt „Altersgerecht und gesund leben im Quartier“ zu zukunftsorientierten Formen des Lebens im Alter. ● *Lisa Miethke*

1.3 Partizipative Projektstruktur

In Projekt wurde ein großer Wert auf eine kontinuierliche und transparente Partizipation der Vertretenden der von Beginn an Selbsttätige gelegt. Die Teilnehmenden wurden von Beginn an über das methodische Vorgehen informiert und in alle zentralen Projektschritte einbezogen. Dies umfasste insbesondere die qualitative Erhebung, gemeinsame Diskussion und Validierung der Interviewergebnisse sowie die iterative Entwicklung des Handlungsempfehlungen. Während der Auswertung wurden die Perspektiven der Teilnehmenden systematisch berücksichtigt, indem dem Zielergebnisse abgestimmt und das Kategorisierungssystem gemeinsam reflektiert wurden. In den digitalen Arbeitstreffen flossen alle Anmerkungen und Diskussionspunkte direkt in den weiteren Forschungs- und Entdeckungsprozess ein. Durch dieses eng abgestimmte Vorgehen wurde ein kooperativer Erkenntnisprozess ermöglicht, in dem wissenschaftliche Analyse und praktisches Erfahrungswissen miteinander verknüpft wurden, um praxisrelevante und bedarfsorientierte Lösungen zu entwickeln.

4 Kick-Off und Projektteilnehmende Im Rahmen der Projektvorbereitung wurde eine orientierende Stakeholderanalyse durchgeführt, um relevante Vertreter:innen aus Selbsthilfegruppen (SHG), Selbsthilfeorganisationen (SHO) und Selbsthilfekontaktstellen (SHK) im Bereich Psychiatrie zu identifizieren. Anschließend wurde Anfang Februar 2024 ausgewählte Geschäftsführungen, Vorstandsmitglieder und Gruppenleitungen per E-Mail kontaktiert und um zwei digitalen Kick-Off-Veranstaltungen (März und April 2024) eingeladen, an denen insgesamt n=8 Personen teilnehmen. Um Einblicke in potenzielle Ebenen der organisatorischen Unterschiede der unterschiedlichen Ebenen der organisierten Selbsthilfe im Hinblick auf die Forschungsethik abzubilden, wurde ergänzend die Bundesebene einbezogen und die Teilnehmendenzahl auf insgesamt n=14 Vertreter:innen erweitert. Tabelle 2 bietet eine Übersicht der beteiligten Selbsthilfegruppen, -organisationen sowie -kontaktstellen. Abbildungen 1 und 2 zeigen deren strukturelle Vernetzung und thematische Ausrichtung.

Sector	Number of Respondents
Not in the group	1
Not in the group	1
Not in the group	4

■ Schwammgürtel: Bierschäumer

Regionale Ebene (n=8)	• Selbsthilfegruppen „Die Post“ • Selbsthilfegruppe „Trotz“ für Menschen mit Selbsttötungsversuchen • Selbsthilfegruppe „Kiss München“ e.V. • Selbsthilfegruppe München (SHZ München) • Selbsthilfegruppe München (SHZ München) • Selbsthilfegruppe München (SHZ München)
Landesebene (n=2)	• Arbeitsgemeinschaft der Angehörigen psychisch erkrankter Menschen, Bayr. Freunde und Förderer München e.V. (APK München) e.V. (APKZ) • Münchner Arbeitsgemeinschaft e.V. (MAGZ) • Österreichische Selbsthilfe Psychische-Erkrankter e.V. (ÖSPE) • Münchner Psychische-Erkrankte e.V. (MPZE)
Bundesebene (n=3)	• Landesverband Bayern der Angehörigen psychisch erkrankter Menschen e.V. (APK Bayern) • Bayrischer Landesverband Psychische-Erkrankter (BYPE) e.V. • Bundesweit vernetzte Selbsthilfe seitliche Gesundheit e.V. (NetSeG) • Deutsche Österreichische Zwangserkrankungen e.V. (DOZ) • Bundesverband Psychische-Erkrankter e.V. (BPE)

5 Ergebnisse

5.1 Systemausbau
Es erfolgte eine systematische Hand-

[illegible]

Gestärkt durch die Krise

Als die Pandemie das gesellschaftliche Leben lähmte, traf es auch jene, die anderen helfen: Die organisierte Selbsthilfe im Bereich Psychiatrie. Ein Forschungsteam hat untersucht, was ihre Strukturen stark und für kommende Krisen resilienter macht.

Jeden Montagabend trafen sich die Mitglieder der Münchner Selbsthilfegruppe „Die Polarbären“ für Menschen mit einer bipolaren affektiven Störung – bis im Frühjahr 2020 die Türen geschlossen blieben. Keine vertrauten Gesichter mehr, kein geteiltes Erleben, keine Gemeinschaft. Was für viele Betroffene und Angehörige ein wichtiger Anker im Alltag war, musste von einem Tag auf den anderen neu organisiert werden. Ein Forschungsteam der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften hat systematisch unter-

sucht, wie dieser Neustart gelang und was sich daraus lernen lässt.

Forschen mit, nicht über Betroffene

Hinter dem Projekt stehen HM-Professor Markus Witzmann und Projektkoordinatorin Anna Nosenko-Hachani. Ihr Ansatz war von vornherein klar: Nicht über die organisierte Selbsthilfe forschen, sondern mit ihr. Insgesamt 14 Vertreterinnen und Vertreter aus Selbsthilfegruppen, -organisationen



Foto: Louis Dickhaut

Das Forschungsteam hat es sich zur Aufgabe gemacht, die organisierte Selbsthilfe resilienter zu machen



Foto: Louis Dickhaut

Im Bereich Digitalisierung und Politik & Gesellschaft soll die organisierte Selbsthilfe gestärkt werden

und -kontaktstellen auf regionaler, Landes- und Bundesebene wurden von Beginn an eng eingebunden, darunter die Münchner Selbsthilfegruppe „Treff für Menschen mit Zwängen“, die Selbsthilfekontaktstelle Kiss Mittelfranken e.V. sowie das Bundesnetzwerk Selbsthilfe seelische Gesundheit e.V. (NetzG). In leitfadengestützten Interviews schilderten die Beteiligten, was die Pandemie für sie bedeutete, welche Strukturen wegbrachen, welche Bedarfe entstanden und wo sich überraschend neue Möglichkeiten entwickelten. In zwei moderierten digitalen Arbeitstreffen diskutierten sie anschließend die Ergebnisse.

Belastung und Aufbruch zugleich

In den Interviews wurde die massive Belastung durch die Pandemie deutlich. Am häufigsten genannt wurden organisatorischer und administrativer Mehraufwand, steigende Beratungsbedarfe und das Gefühl, in politischen Entscheidungsprozessen nicht gehört zu werden. Gleichzeitig zeigte die organisierte Selbsthilfe eine bemerkenswerte Anpassungsfähigkeit. Digitale Formate ermöglichten es, neue Zielgruppen zu erreichen und viele Angebote konnten trotz allem aufrechterhalten werden. „Die Pandemie war für die organisierte Selbsthilfe im Bereich der Psychiatrie eine Phase erheblicher Belastung und gleichzeitig ein Ausgangspunkt nachhaltiger Transformationsprozesse“, berichtet Nosenko-Hachani. Besonders eindrücklich war für das Forschungsteam der starke Zusammenhalt innerhalb der Selbsthilfegemeinschaft: Neue Initiativen und Austauschformate entstanden und wurden auch nach der Krise weitergeführt.

13 Empfehlungen für die Zukunft

Ziel des Forschungsprojekts war es, konkrete Handlungsempfehlungen zu entwickeln, um die organisierte Selbsthilfe resilienter für künftige Krisen zu machen. Aus den Erfahrungsberichten der Interviews wurden insgesamt 13 Punkte herausgearbeitet, die sich an politische Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger richten, etwa an das Bayerische Staatsministerium für Gesundheit oder die Kommission des Bundestags zur Aufarbeitung der Corona-Pandemie. Zu den zentralen Forderungen zählen unter anderem die gesetzliche Verankerung der Selbsthilfe als systemrelevanter Bestandteil der psychiatrischen Versorgung, eine verlässliche und nachhaltige Finanzierung sowie der Aufbau krisenfester Kommunikationsstrukturen und digitaler Infrastrukturen. Kurz: Die Selbsthilfe soll nicht länger von Krise zu Krise improvisieren müssen, sondern strukturell gestärkt werden.



Foto: Louis Dickhaut

Projektkoordinatorin Anna Nosenko-Hachani gemeinsam mit Projektleiter Markus Witzmann

Relevanz weit über die Psychiatrie hinaus

Für Witzmann ist klar, dass die organisierte Selbsthilfe einen unverzichtbaren Beitrag zur psychosozialen Versorgung leistet: „Sie stabilisiert Betroffene und Angehörige und ermöglicht Unterstützung, Austausch und Teilhabe – insbesondere dann, wenn professionelle Hilfesysteme an ihre Grenzen geraten oder nur eingeschränkt verfügbar sind. Um ihre Handlungsfähigkeit und Krisenfestigkeit langfristig zu sichern, muss die organisierte Selbsthilfe nachhaltig gestärkt und verlässlich gefördert werden.“ Gleichzeitig zeigen die Ergebnisse eine große Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Ebenen der organisierten Selbsthilfe. Auch Parallelen zu den wenigen vorhandenen Studien aus anderen Bereichen wurden sichtbar. Das deutet darauf hin, dass die entwickelten Handlungsempfehlungen auch für andere Selbsthilfebereiche bedeutsam sein könnten, etwa bei chronischen somatischen Erkrankungen oder Suchterkrankungen. ● *Constance Schölch*

„Die Pandemie war für die organisierte Selbsthilfe im Bereich der Psychiatrie eine Phase erheblicher Belastung und gleichzeitig ein Ausgangspunkt nachhaltiger Transformationsprozesse.“

Anna Nosenko-Hachani

Strom aus dem Dorf, für das Dorf

Was passiert, wenn ein Dorf vom Stromnetz getrennt wird – und sich selbst versorgt? An der Gemeinde Fuchstal erprobt ein Forschungsteam der HM, wie ein stabiles Inselnetz aus Wind- und Solarenergie aussehen kann. Ein Blick in ein Reallabor, das Antworten auf eine der drängendsten Fragen der Energiewende sucht.



Foto: Gemeinde Fuchstal

Im Vordergrund die Wärme- und Batteriespeicher, hinten mittig die vier Windkraftanlagen der Gemeinde

Vier Windräder, zwei Dörfer – und kein Netz

Wind und Sonne liefern Strom – aber nicht immer dann, wenn er gebraucht wird. Dieses Grundproblem der Energiewende lässt sich in keinem Labor der Welt so scharf stellen wie in einem echten Niederspannungsnetz, mitten in Bayern. Genau dort, in den Orten Asch und Leeder der Gemeinde Fuchstal im Landkreis Landsberg am Lech, arbeitet ein Forschungsteam der HM seit August 2023 an einer Antwort. Das Projekt heißt „Fuchstal leuchtet“. Sein Kern: Ein realer Netzabschnitt wird vom übergeordneten Verbundnetz getrennt und als Inselnetz betrieben. Vier Windkraftanlagen und ein Batteriespeicher sollen die rund 1.000 Einwohner der beiden Ortschaften zeitweise autark mit Strom versorgen. Koordiniert wird das Projekt von Konstantin Wagner, wissenschaftlicher Mitarbeiter, und Projektleiter HM-Professor Georg Kerber vom Institut für Nachhaltige Energiesysteme (ISES). Partner sind die Gemeinde Fuchstal, die Hochschule Augsburg, die TU Braunschweig sowie LEW Verteilnetz. Das BMWF fördert das Vorhaben bis Juli 2026.

Erst simulieren, dann den Schalter umlegen

Bevor irgendjemand einen Schalter umlegt, ist die Arbeit längst getan: Jeder Feldversuch durchläuft ein strukturiertes Risikomanagement. Das technisch Heikelste ist das Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch – im Inselnetz gibt es keine externe Einspeisung, die Schwankungen ausgleicht. Kippt die Balance, droht der Netzzusammenbruch. Für die Bewohner von Asch und Leeder läuft das alles weitge-

hend im Hintergrund ab – mit einer Ausnahme: An sonnigen Tagen mit starker Einspeisung könnte die Photovoltaik-Leistung gedrosselt werden; Ofenuhren zeigen nach dem Versuch die falsche Zeit an. Die meisten Einwohner bemerken nichts. Die Gemeindevertreter hingegen sind von Beginn an eingebunden, für den dritten Feldversuch ist eine Bürgerversammlung geplant. „Als wir beim ersten Feldversuch die Wechselrichter in den Inselmodus geschaltet haben und das Netz stand – da fand ich es schon großartig, dass die ganze abstrakte Vorarbeit in einen realen Versuch umgesetzt werden kann und es tatsächlich funktioniert“, erzählt Konstantin Wagner.

Die Nacht, in der alles auf dem Spiel stand

Beim zweiten Versuch versagte ein Schutzschalter – ein Techniker vor Ort musste Bauteile tauschen, sonst wäre ein ganzer Versuchstag verloren gewesen. Im unüberwachten Nachtbetrieb muss der Batteriespeicher ohne externe Kontrolle die Versorgung halten. „Der spannendste Moment für mich war morgens nach einem unüberwachten Nachtbetrieb zur Anlage zurückzukehren und feststellen zu können, ob die Simulationen und Entscheidungen am Vortag richtig waren. Falls die Energie des Batteriespeichers nicht gereicht hätte, wäre das Netz zusammengebrochen“, so Wagner. Was in Fuchstal erprobt wird, hat Modellcharakter. Die Erkenntnisse fließen in Betriebsstrategien und Handlungsempfehlungen für das Verbundnetz ein – und damit in die Frage, wie ein Stromnetz ohne Kohle und Gas aussehen kann. ● *Ralf Kastner*



Foto: Gemeinde Fuchstal

Photovoltaikanlagen sind ein integraler Bestandteil des Energiekonzeptes

Warum Katzen in Video-Meetings die Kommunikation verändern

Zoom-Meetings gelten als langweilig und distanziert. Galina Gostrer zeigt in ihrer Dissertation, wie Alltagsmomente Nähe schaffen und Gespräche menschlicher machen.



Foto: Ralf Kastner

Eine Katze vor dem Laptop bringt Bewegung ins virtuelle Meeting – und verändert oft unbemerkt die Gesprächsatmosphäre

„Plötzlich sind wir mehr als Kolleginnen, wir sind (Katzen-) Mütter oder (Katzen-)Väter und können über diese Rollen eine neue Art und Tiefe von Beziehung herstellen.“

Galina Gostrer



Foto: Leonie Balloni

Galina Gostrer absolvierte den Masterstudiengang „Interkulturelle Kommunikation und Kooperation“. Betreut wurde ihre Dissertation von HM-Professorin Katharina von Helmolt und Prof. Dr. Kirsten Nazarkiewicz von der Hochschule Fulda

Ein Kind platzt ins Meeting, eine Katze läuft über den Schreibtisch, im Hintergrund liegt ein Gymnastikball. Was nach Ablenkung klingt, gehört längst zum Alltag virtueller Konferenzen. Galina Gostrer von der Fakultät für Studium Generale und Interdisziplinäre Studien an der HM untersuchte in ihrer Dissertation, wie Teilnehmende auf solche Situationen reagieren – und wie daraus Nähe und Beziehungen entstehen.

Alltagsmomente als Forschungsgegenstand

Im Zentrum ihrer Arbeit stehen sogenannte Noticing-Sequenzen: kurze Episoden, in denen Teilnehmende etwas außerhalb des gemeinsamen Arbeitskontextes

bemerken und ansprechen, etwa eine Katze, ein Kind oder einen ungewöhnlichen Hintergrund. „Solche Momente verleihen virtuellen Meetings eine persönliche Nähe“, sagt Gostrer. „Plötzlich sind wir mehr als Kolleginnen, wir sind (Katzen-)Mütter oder (Katzen-)Väter und können über diese Rollen eine neue Art und Tiefe von Beziehung herstellen.“ Auch Möbel oder andere sichtbare Details im Bild zeigen laut Gostrer, dass virtuelle Interaktion nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern immer in konkrete Lebenswelten eingebettet ist. Ursprünglich wollte die Promovendin untersuchen, wie Teams mit unterschiedlichen Sprachen und kulturellen Hintergründen in virtuellen Arbeitskontexten kommunizieren. Dabei fiel ihr auf, dass die Verständigung trotz dieser Herausforderungen und der räumlichen Distanz überraschend gut funktionierte: „Die Teilnehmerinnen hatten entgegen der weit verbreiteten Auffassung von vermeintlich langweiligen und monotonen Videokonferenzen offensichtlich Spaß miteinander.“ So kam Gostrer auf Noticing-Sequenzen, ein Phänomen, das in diesem Kontext bislang kaum wissenschaftlich untersucht wurde.

Nähe entsteht durch kleine Unterbrechungen

Für ihre Analyse zeichnete Gostrer zwischen März 2021 und Mai 2022 insgesamt 44 virtuelle Meetings zweier Teams auf und wertete diese mit der Multimodalen Konversationsanalyse aus. Diese sozialwissenschaftliche Methode rekonstruiert Gespräche sehr detailliert, um zu verstehen, wie Teilnehmende einen Austausch gemeinsam strukturieren: Wer spricht wann? Worauf wird reagiert? Dazu transkribierte und analysierte Gostrer ausgewählte Videosequenzen. Im Fokus standen nicht nur gesprochene Worte, sondern auch Mimik und Gestik, etwa wie sich Teilnehmenden vor der Kamera bewegen oder am Bildschirm orientieren. Die Ergebnisse zeigen: Noticing-Sequenzen treten an unterschiedlichen Stellen im Meeting auf – etwa als Small Talk zu Beginn oder am Ende, in kurzen Pausen oder zur Entschärfung unangenehmer Situationen. Auffällig war zudem, wie flexibel Teilnehmende Körperlichkeit ins Digitale übertragen: Sie winken einander oder Haustieren zu, imitieren Bewegungen oder beschreiben körperliche Empfindungen. So gleichen sie fehlende körperliche Nähe teilweise aus.

Wie man virtuelle Meetings bewusst gestaltet

Die Erkenntnisse sind auch für die Praxis sehr relevant: „Virtuelle Meetings sind gekommen, um zu bleiben“, sagt Gostrer. In Unternehmen und Hochschulen können Noticing-Sequenzen bewusst genutzt werden, um Nähe und soziale Struktur in digitalen Meetings zu fördern. Unterbrechungen müssen nicht als Störung verstanden werden. Richtig genutzt, können sie Beziehungen stärken und das soziale Miteinander fördern. ● Lisa Miethke

Neuer Rekord

Zum Wintersemester 2025/2026 knackte die HM erstmals die 19.000er-Marke – genau 19.133 Studierende waren zu diesem Zeitpunkt eingeschrieben.

Und wir wachsen weiter: Mit MUC.HEALTH hat die Hochschule eine neue Studienfakultät dazugewonnen und kommt damit auf 14 Fakultäten und 2 Studienfakultäten.

Auch in der Forschung tut sich einiges: Die Zahl der Promotionszentren hat sich seit 2023 von 4 auf 8 verdoppelt und immer mehr Promovierende zieht es an die HM – 230 sind es 2025, gegenüber 161 im Vorjahr.



Foto: Ulrike Myrzik

➤ Mehr Zahlen und Fakten gibt es im aktuellen HM-Jahresbericht



Sonja Munz wird neue HM-Präsidentin



Foto: Julia Bergmeister

Der Hochschulrat hat im Februar 2026 HM-Professorin Dr. Sonja Munz zur neuen Präsidentin gewählt. Ab 1. Oktober 2026 übernimmt sie die Leitung unserer Hochschule.

Die Soziologin und Volkswirtin ist seit 2016 Vizepräsidentin für Forschung an der HM und hat in dieser Zeit u. a. die Graduate School sowie acht Promotionszentren aufgebaut.

Sie folgt auf HM-Präsident Prof. Dr. Martin Leitner, der die Hochschule zehn Jahre lang leitete. Prof. Dr. Sonja Munz zur Wahl: „Ich freue mich sehr, als Präsidentin die Hochschule München im kollegialen Zusammenspiel zukunftsfähig, sichtbar und innovativ weiterzuentwickeln. Zu einer Hochschule, die Räume öffnet, Menschen befähigt und Innovation ermöglicht.“

Die HM von damals

Das Schwarzweißfoto aus dem Jahr 1968 zeigt den Rohbau des E-Baus in der Dachauer Straße 98b am Standort Lothstraße – noch vor der offiziellen Hochschulgründung.

Erst 1971 entstand aus dem Zusammenschluss von sieben Münchner Ingenieurschulen und höheren Fachschulen die Fachhochschule (FH) München – die heutige HM. Heute sind im E-Bau die Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik sowie die Betriebseinheit Chemie (BEC) zuhause. Schon gewusst? Im Erdgeschoss gibt es den „Raum der Stille“ – ein Rückzugsort zum Entspannen und Durchatmen.



Foto: Hochschule München

➔ [Lust mehr über die Geschichte der HM zu erfahren? Zum HM-Zeitstrahl](#)



Klimaschutzkonzept



Foto: Julia Bergmeister

Im November 2025 hat die HM ihr erstes „Integriertes Klimaschutzkonzept“ veröffentlicht – ein strategischer Fahrplan auf dem Weg zur Klimaneutralität.

In einem hochschulweiten Prozess haben Studierende, Fakultäten und die Hochschulleitung gemeinsam 58 Einzelmaßnahmen entwickelt – von der Energieversorgung über Mobilität bis hin zum Ressourcenverbrauch.

Konkret will die HM etwa die direkten Emissionen bis 2030 um mindestens 80 Prozent senken und die Pendlermobilität – der größte Einzelposten in der CO₂-Bilanz – gezielt reduzieren. Gefördert wurde das Projekt vom Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz.

➔ [Zum Klimaschutzkonzept](#)



Reden rettet Leben

AidMax erkennt, ob die nutzende Person traurig oder verzweifelt ist und reagiert verständnisvoll und beruhigend auf Augenhöhe

Foto: Louis Dickhaut



AidMax hört zu, wenn sonst niemand da ist: Korbinian Zacherl entwickelt einen gemeinnützigen KI-Chatbot, der Jugendliche in psychischen Krisen unterstützen soll.





Korbinian Zacherl möchte mit AidMax jungen Menschen Mut machen über ihre Gefühle zu sprechen

Etwa 5 bis 12 Prozent der Jugendlichen in Deutschland erkranken an einer Depression, die oft erst spät erkannt wird. Die Symptome werden häufig nicht der psychischen Erkrankung zugeordnet und die Abgrenzung zu typischen Phänomenen im Jugendalter kann schwierig sein. Gerade Jugendliche zögern nicht selten, sich anderen anzuvertrauen, insbesondere ihren Eltern – aus Unsicherheit, Scham oder weil passende Angebote fehlen. Genau hier setzt AidMax an: Ein KI-gestützter Chatbot, der anonym, niedrigschwellig und rund um die Uhr eine erste Unterstützung in psychischen Krisen bieten soll. Entwickelt wurde das System von HM-Doktorand Korbinian Zacherl. Auslöser für seine Idee war der Suizid einer Jugendlichen in seinem Umfeld, die bereits therapeutische Hilfe erhalten hatte.

Erste Hilfe per Chat

Nach diesem Schicksalsschlag stellte sich für Zacherl vor allem eine Frage: Wie kann Unterstützung jederzeit verfügbar sein, auch außerhalb von Therapiesitzungen oder in akuten Belastungssituationen? Die Antwort darauf entwickelte er mit AidMax im Rah-

men seiner Masterarbeit im Studiengang Wirtschaftsinformatik an der Fakultät für Informatik und Mathematik. „Ich wollte eine Plattform schaffen, die künstliche Intelligenz und Empathie verbindet und zuhört, wenn sonst niemand da ist“, beschreibt Zacherl seine Motivation. AidMax kann über gängige Messenger-Dienste wie WhatsApp oder Telegram genutzt werden. Jugendliche können dort ohne Registrierung ihre Gedanken teilen und erhalten unmittelbar eine Antwort. Ziel ist dabei nicht, therapeutische Arbeit zu ersetzen, sondern erste Hilfestellung zu leisten: Der Chatbot hört zu, stellt Fragen, regt zur Reflexion an und verweist bei Bedarf auf professionelle Hilfsangebote. Bei der Entwicklung arbeitete Zacherl eng mit Psychologinnen und Psychologen zusammen und es flossen praxisbasierte Erkenntnisse aus der Krisenberatung ein. Er integrierte Leitfäden und Gesprächsmuster, um eine sensible Interaktion und Sicherheit zu gewährleisten. Das System erkennt so kritische Situationen, etwa wenn suizidale Gedanken geäußert werden. In solchen Fällen verweist AidMax gezielt auf Beratungsstellen und konkrete Hilfsangebote oder benachrichtigt im Ernstfall ein Netzwerk aus geschulten Ehrenamtlichen sowie therapeutischen Fachkräften. Jemand aus dem Team übernimmt dann den Chat mit der betroffenen Person und leistet mentale erste Hilfe. Dabei entscheidet der User selbst, ob er weiterhin anonym bleiben möchte.

KI-gestützte Sprachanalyse für individuelle Unterstützung

Seit seiner Masterarbeit entwickelt Zacherl sein gemeinnütziges Start-up kontinuierlich weiter. Inzwischen ist AidMax Teil des Vereins IHelp-Project e. V., den der Vater der verstorbenen Jugendlichen zusammen mit ihr gründete. Bei Tests mit rund 50 Personen sowie Einsätzen im schulischen Kontext gab es viele positive Rückmeldungen. Die Jugendlichen empfanden es als hilfreich, jederzeit jemanden zum Schreiben zu haben und sich mit ihren Problemen weniger allein zu fühlen. Aktuell arbeitet das Team an einer eigenen App, die zusätzliche Funktionen bieten soll, beispielsweise tägliche Check-ins, angeleitete Übungen und personalisierte Unterstützung. Auch die Integration und Analyse von Sprachnachrichten ist geplant. Dazu möchte Zacherl im Rahmen seiner Promotion am Promotionszentrum Angewandte Informatik an der HM in Kooperation mit der OTH Regensburg eine KI-Sprachanalyse entwickeln. Diese soll an der Stimme erkennen, ob die nutzende Person beispielsweise traurig oder angespannt klingt und entsprechend reagieren.



Foto: Louis Dickhaut

Das mobile Büro des AidMax-Teams – Korbinian Zacherl, , Katja Artmann (Mitte), Karl Fürsich – ist ein umgebauter LKW

„Kein Mensch soll sich in einer psychischen Notlage je wieder allein fühlen müssen.“

Korbinian Zacherl

Ethische Standards und wissenschaftliche Evaluierung

Die Doktorarbeit legt ein besonderes Augenmerk auf die ethische Gestaltung der KI. Jedes neue Feature wird unter der Betreuung von HM-Professor Markus Endres wissenschaftlich begleitet und evaluiert und mit Fachleuten aus Ethik, Psychologie und Datenschutz abgestimmt. Mittlerweile engagieren sich rund 30 Ehrenamtliche bei AidMax. Unterstützung erhält das Team außerdem durch das Incubation Program des Strascheg Center for Entrepreneurship (SCE). Finanziert wird das gemeinnützige Projekt derzeit vor allem über Fördermittel und Spenden. Perspektivisch ist ein Modell geplant, bei dem die Basisfunktionen frei zugänglich bleiben, während zusätzliche Angebote über Mitgliedsbeiträge finanziert werden. Langfristig soll AidMax in ganz Europa eingesetzt werden. Zacherls Vision: „Kein Mensch soll sich in einer psychischen Notlage je wieder allein fühlen müssen.“

● Heidi Bundschus



➔ [Zur AidMax-Webseite](#)

Meine Gesundheitsdaten und ich



Foto: Julia Bergmeister

Schrittzahl, Herzfrequenz und Schlaf – wir vermessen uns gerne und freiwillig. Wie betrachten wir uns Tag für Tag durch die Datenbrille? Dominikus Baur, Professor für Generative Gestaltung an der Fakultät für Design, forscht zu persönlichen Daten und, wie wir mit diesen interagieren.



HM: Unsere heutige Lust, ständig Schrittzahl, Puls oder unsere sportliche Leistung zu tracken, ist ein technisches und ein gesellschaftliches Phänomen. Begonnen hat es mit der sogenannten „Quantified Self“-Bewegung in den Vereinigten Staaten. Was ist ein Quantified-Selfer?

Dominikus Baur Q-Selfer steht für eine Person, die Daten über sich und ihren Gesundheitszustand misst und versucht, Schlüsse daraus zu ziehen, wie man sein Leben verbessern kann – sei es mit Fitness oder umfassender für das Wohlbefinden. Blutzuckermessung ist beispielsweise gerade der Trend. Ich beschäftige mich bereits seit über 15 Jahren mit diesem Thema. Angefangen hat es mit dieser Datenfaszination: „Wow, was wir jetzt alles mitloggen können!“

Gesundheitsdaten tracken: HM-Professor Dominikus Baur interessiert sich dafür, welche Einsichten wir aus unseren Daten ziehen können

Foto: Julia Bergmeister



Wir selbst als Datenübersicht: Beim Forschungsprojekt „Visualized Self“ konnten Probandinnen und Probanden die Daten aus unterschiedlichen Apps sehen und neue Einsichten gewinnen

Foto: Julia Bergmeister



Immer im Datenfluss: Herzrate, Schrittzahl oder Schlaf tracken wir dank Wearables oft rund um die Uhr und ganz nebenbei

HM: Selbstoptimierung ist auch Teil unserer neoliberalen Leistungsgesellschaft. Welche anderen Umgangsformen mit den eigenen Gesundheitsdaten konnten Sie bei Ihrem Forschungsprojekt „Visualized Self“ beobachten?

Dominikus Baur Unser Ansatz bei dieser qualitativen Studie war eine Web-Applikation, in der die elf Teilnehmenden, davon drei Frauen, ihre Daten aus den Apps unterschiedlicher Betreiber wie beispielsweise Fitbit auf einen Blick als „Visualized Self“ sehen konnten. Sie sollten eine halbe Stunde lang vor sich hinsprechen, welche Gedanken ihnen dabei durch den Kopf gingen. Es gab eine Trendseite mit Zeitreihen, eine Vergleichsseite mit frei wählbaren Zeitabschnitten und die Möglichkeit, Kontexte wie etwa Wochenenden zu überlagern – alles vergleichsweise konservativ visualisiert.

HM: Wie interagierten die Personen mit ihren Daten über die Selbstoptimierung hinaus?

Dominikus Baur Uns ging es bei dieser exploratorischen Studie um persönliche „Einsichten“ zu den Daten: auf niedrigster Ebene liegt die Beschreibung der Zahlenreihen zum Beispiel mit ihren Peaks. Diese werden dann unter anderem in Zusammenhang mit den Ortsangaben erklärt. Auf höherer Ebene war es das Erkunden von Zusammenhängen: „Aha, da waren wir im Urlaub und die Schrittzahl ging nach oben.“ Und schließlich ging es um die Verbindung der Daten mit persönlichen, externen Kontexten wie einem Arbeitsplatzwechsel: „Wie hat sich meine Leistung nach dem Wechsel geändert?“ Solche persönlichen Zeitfenster und Kontexte konnte man manuell in der Suche einrichten. Das sind „Einsichten“, die eine KI so nicht herstellen könnte, weil nur die Personen selbst ihre eigenen Kontexte kennen. Man denkt mit den Zahlen über sein eigenes Leben nach.

HM: Die Studie hat aber auch Leerstellen zwischen den Fitnesstools sowie zwischen Daten und dem Leben der Personen aufgezeigt.

Dominikus Baur Ja, es kam beispielsweise auf, dass parallel getrackte Daten nicht übereinstimmten: „Oh, der eine Anbieter misst 3000 Schritte weniger als der andere!“ Und man hatte den Anbietern trotzdem vertraut. Der Hauptfehler ist, dass man von der vermeintlichen Absolutheit der Zahlen eingullt wird. Und die Hersteller sind daran interessiert, den Leuten mehr Schritte zu verkaufen, was nicht auffällt, solange sie diese in ihren Datensilos halten. Diese wollten wir aufbrechen. Außerdem gibt es auch schwarze Flecken, was das soziale Leben angeht: Ich verbringe zum Beispiel sehr viel Zeit damit, Sport zu machen und bekomme beim Blick auf die Zahlen gar nicht mit, wie ich langsam alle meine Freunde verliere. Daten vermitteln ein vermeintliches Wellnessbild, das der Realität nicht entspricht und für uns Menschen so nicht gesund ist.

HM: Worum sich Ihre Publikation immer wieder drehte, waren die Zusammenhänge zwischen den Daten. Also Relationen oder sogar Korrelationen der Daten untereinander herauszufinden, das war auch ein Wunsch der Probandinnen und Probanden. Wie ist das zu sehen?

Dominikus Baur Bei der Frage, warum ich weniger Schritte gemacht habe, könnte man die psychologischen Aspekte einbringen. Und heute gibt es Apps, die tracken, wie es einem gerade geht. Ich könnte angeben: „Ich hatte einen schweren Winter, da habe ich nicht so viele Schritte ge-



Foto: Julia Bergmeister

Gesundheitsdaten als Thema: HM-Professor Dominikus Baur testet nicht nur selbst Gesundheitsapps, er forscht zum Umgang mit unseren Gesundheitsdaten

macht.“ Würde ein Arzt darauf schauen, hieße es vielleicht: „Aha, eine leichte Winterdepression“. Da sind wir wieder bei Fragen der Mustererkennung und KI. Open AI hat sich beim letzten Release für Gesundheitsfragen stark gemacht. Da bin ich etwas skeptisch: Wegen des Datenschutzes und natürlich, weil potenziell halluziniert werden könnte. Und das ganz Spezifische, was in unserer Forschung als persönlicher Kontext herauskam, kann eine KI wiederum nicht leisten. Das Anliegen meiner Forschung ist, dass ich den Leuten ihre Daten gewissermaßen wieder zurückgeben möchte; als Gegengewicht zu den großen Unternehmen.

Das Gespräch führte Christiane Taddigs-Hirsch

„Man denkt mit den Zahlen über
sein eigenes Leben nach.“

Dominikus Baur

➤ [Zur Publikation](#)



Die Energiewelt von morgen

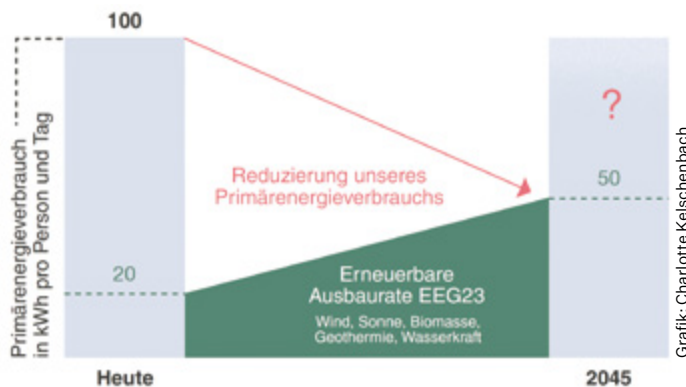
Wie können wir unseren Energieverbrauch senken – und trotzdem gut leben? HM-Professor Christian Holler und Astrophysiker Harald Lesch zeigen gemeinsam mit der Fakultät für Design, wie sich Antworten darauf verständlich vermitteln lassen.

➤ [Zur Projekt-Webseite](#)



Foto: Norbert Mairiedl

Im Gespräch über die künftige Energieversorgung: HM-Professor Christian Holler (l.) und Astrophysiker Harald Lesch



Selbst bei den gesetzlich vorgesehenen Ausbauraten für erneuerbare Energien bis 2045 ließe sich der heutige Energieverbrauch Deutschlands voraussichtlich nur etwa zur Hälfte decken. Das Buch zeigt deshalb, wie der Energiebedarf durch effizientere Technologien sinken kann

Grafik: Charlotte Kelschenbach

Unser Energieverbrauch zum Verstehen und Mitreden



Das Buch „Unser Energieverbrauch – zum Verstehen und Mitreden“ verbindet wissenschaftliche Berechnungen mit alltagsnahen Beispielen

Covergestaltung: Charlotte Kelschenbach/Verlag C. Bertelsmann

Morgens summt die Kaffeemaschine, die U-Bahn fährt im Minutentakt, irgendwo hebt ein Flugzeug ab: Energie steckt in nahezu allem. Noch immer wird ein Großteil des Energieverbrauchs in Deutschland durch fossile Brennstoffe gedeckt. Gleichzeitig soll Deutschland bis 2045 klimaneutral werden. Doch kann das überhaupt funktionieren? Mit dieser Frage beschäftigt sich das Buch „Unser Energieverbrauch – zum Verstehen und Mitreden“ von HM-Professor Christian Holler, Mathematiker Joachim Gaukel, Astrophysiker Harald Lesch und Klimaforscher Axel Kleidon. Statt abstrakter Debatten stehen darin konkrete Lebensrealitäten im Mittelpunkt: Anhand der vierköpfigen Familie Müller zeigen die Autoren, wo im Alltag besonders viel Energie verbraucht wird und wie sich das künftig verändern könnte: weniger Flüge, mehr öffentliche Verkehrsmittel, ein saniertes Haus mit Photovoltaikanlage, bewussterer Konsum.

Wo sich besonders viel Energie sparen lässt

Ihre Berechnungen zeigen: Selbst bei einem ambitionierten Ausbau der erneuerbaren Energien nach den Vorgaben des Erneuerbare-Energien-Gesetzes 2023 würde Deutschland seinen heutigen Gesamtenergiebedarf bis 2045 voraussichtlich nur zur Hälfte mit erneuerbaren Quellen decken können. Allerdings ergeben sich durch die Umstellung auf erneuerbare Energien große Einsparpotenziale, insbesondere bei der Stromgewinnung, bei Heizung und Mobilität. Die zentrale Botschaft des Buches ist also: Ein geringerer Energieverbrauch bedeutet nicht zwangsläufig weniger Lebensqualität. „Durch die Stromgewinnung mit Photovoltaik und Windkraft und strombasierte Ver-

brauchstechnologien, wie E-Mobilität und Wärmepumpe, gewinnen wir viel Effizienz – wir leben also trotz geringeren Energieverbrauchs mindestens genauso komfortabel wie heute“, erklärt Holler.

Wissenschaft verständlich erzählen

Für Christian Holler und Harald Lesch ist es bereits das zweite gemeinsame populärwissenschaftliche Buch. Anders als klassische Fachpublikationen richtet es sich bewusst an Leserinnen und Leser, die mitreden möchten, auch ohne Vorwissen in Mathematik, Physik oder Energietechnik. „Beim Thema Energie müssen wir alle mitreden und mitentscheiden, denn es betrifft jeden von uns in unserem gesamten Alltag. Dazu wollen wir die Menschen befähigen“, sagt Holler.

Energie erleben in Hörspiel, Film und Online-Spiel

Der Transfergedanke endet dabei nicht beim Buch. Gemeinsam mit der Fakultät für Design wurden die Inhalte auch in neue Formate übersetzt, die auf einer begleitenden Website präsentiert werden: Studierende entwickelten filmische Beiträge, ein Hörspiel und ein Online-Spiel rund um Energieverbrauch, Ressourcengerechtigkeit und die Energiewelt von morgen. Betreut wurden die Projekte von HM-Professor Knut Karger. Die Illustrationen des Buches stammen von HM-Alumna Charlotte Kelschenbach. So zeigt das Projekt beispielhaft, wie Wissenschaftskommunikation an Hochschulen funktionieren kann: Forschungsergebnisse werden nicht nur veröffentlicht, sondern so aufbereitet, dass sie auch außerhalb der Wissenschaft verständlich und greifbar werden. ● Lisa Miethke

Ready to transfer?

Was wie ein Kommando zum Raketenstart klingt, ist der Name einer Tool-Box für Transfertrainings – entwickelt von HM-Professorin Anke van Kempen im Kooperationsprojekt „Transferkompetenzen“.



Foto: Louis Dickhaut

Das Team um HM-Professorin Anke van Kempen (r.) entwickelte eine Tool Box zum Training von Schlüsselkompetenzen im Transfer



➔ [Zur „Ready-to-Transfer“ Tool Box](#)

Projektlaufzeit:	Mai 2023 bis April 2026
Projekttitel:	Transferkompetenzen vermitteln – Teilvorhaben: Qualifizierung für Transferhandeln in anwendungsorientierten Forschungsprozessen
Projektförderung:	Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt, Fördernummer: 01I02301C
Projektpartner:	Fraunhofer Center for Responsible Research and Innovation (CeRRI), Technische Universität Berlin (TU Berlin)



Foto: Louis Dickhaut

„Gute Transferformate entstehen dann, wenn wir genau hinhören und verstehen, was die Beteiligten brauchen“

Johannes Schmidt



Foto: Louis Dickhaut

„Transfer bedeutet für mich, Verbindungen zu schaffen, Kooperationen einzugehen, mutig auf andere zuzugehen und Perspektiven zu wechseln – als zentrale Zukunftskompetenzen.“

Stephanie Salzhuber



Foto: Louis Dickhaut

„Ohne zielgruppenspezifische Bedarfserhebungen können auch die besten Formate nicht greifen“

Julia Zimmermann

Entscheiderinnen und Entscheider kleiner und mittlerer Unternehmen (KMU) stehen häufig vor demselben Problem wie Forschende: Wie finde ich Partner für Projekte, die beide Seiten vorwärtsbringen? Das Kooperationsprojekt der HM, des Fraunhofer Center for Responsible Research and Innovation (CeRRI) und der Technischen Universität Berlin (TU Berlin) entwickelte Formate für Nachwuchsforschende, Forschende mit Erfahrung und die Entscheidenden in KMU, die solche effektiven Transfer-Partnerschaften fördern sollen.

Von der Pflicht zur Kür

Innovationen entstehen, wenn Akteurinnen und Akteure mit unterschiedlichen Interessen und Kompetenzen gemeinsam an einem Thema arbeiten. Darum ist Transfer als dritte Mission in den Hochschulgesetzen aller Bundesländer verankert. In der Praxis aber – dies zeigen die an der HM durchgeführte Befragung und Interviewstudie – fehlen Forschenden in frühen Karrierephasen Erfahrung und Kontakte. Erfahrene Forschende hingegen haben das Netzwerk, jedoch weder Kapazitäten noch Anreize. Positive Erfahrungen fehlen auch KMU. Sie schrecken laut der im Rahmen von „Transferkompetenzen“ durch das CeRRI

durchgeführten bundesweiten Befragung vor allem der befürchtete Aufwand und die Zeit ab. „So lange Transfer nur als zusätzliche Aufgabe erlebt wird, werden wir im Austausch zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft nicht erfolgreich sein. Transfer ist eine Haltung“, fasst HM-Professorin und Projektleiterin Anke van Kempen von der Fakultät für technische Systeme, Prozesse und Kommunikation die Ergebnisse zusammen.

Ready-to-Transfer – Training out of the Box

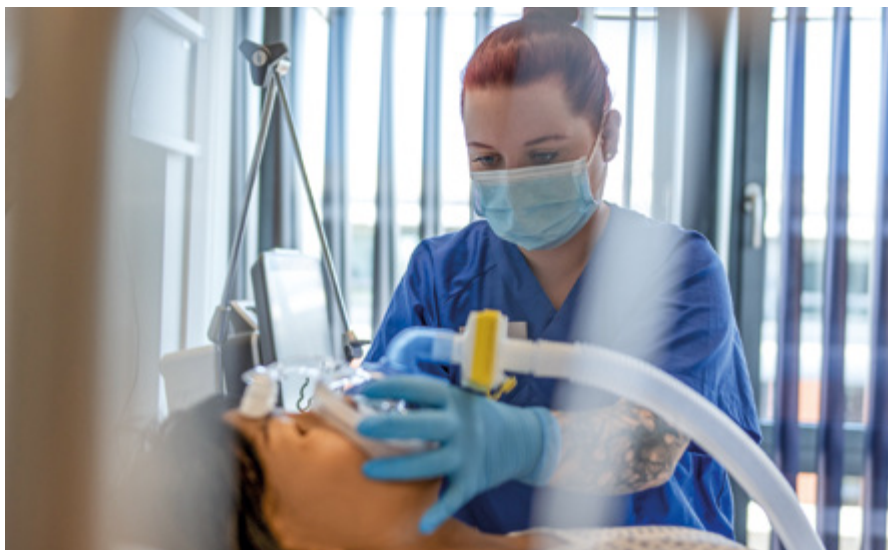
Auf Basis von qualitativen und quantitativen Erhebungen von Bedarfen und Transferhindernissen entwickelten die wissenschaftlichen Mitarbeitenden Stephanie Salzhuber, Johannes Schmidt und Julia Zimmermann unter der Leitung von van Kempen zielgruppengenaue Trainingsformate, die in drei Durchgängen getestet wurden. Trainingserfahrene Personen können damit schnell erprobte Formate zusammenstellen und für ihre Bedarfe adaptieren. Durchgeführt wurden die Module bereits in der Graduate School der HM, in Zertifikaten der TU Berlin und im Rahmen der Berliner University Alliance (BUA). ● *Christiane Taddigs-Hirsch*

Hinter den Kulissen der Pflege

Ein Gespräch mit HM-Absolventin und Pflegefachfrau Sophia Reimer



Foto: Louis Dickhaut



„Pflege bedeutet Beziehung – und die entsteht nur, wenn man wirklich Interesse an Menschen hat.“

Sophia Reimer

Sophia Reimer würde gerne in Zukunft noch den Master Advanced Nursing Practice an der Studienfakultät MUC.HEALTH berufsbegleitend absolvieren

Sie war das Gesicht der Angewandten Pflegewissenschaft an der HM auf TikTok und Instagram: Sophia Reimer, eine der ersten Absolventinnen des Studiengangs, klärte in sozialen Medien über Inhalte auf und beantwortete Fragen rund ums Studium und den Alltag einer Pflegefachfrau. Mittlerweile hat sie ihren Bachelor in der Tasche und arbeitet in der psychiatrischen Pflege im Maßregelvollzug. Im Interview spricht sie über ihren Weg in die Pflege, die besondere Nähe zu Patientinnen und Patienten und darüber, warum Pflege mehr Sichtbarkeit verdient.

Was den Pflegeberuf für Reimer besonders macht: die Nähe zu den Patientinnen und Patienten

Wie sind Sie zur Pflege gekommen?

Ursprünglich wollte ich Lehrerin werden. Während meines Sozialpraktikums in der Fachoberschule bekam ich dann erste Einblicke in die Psychiatrie und war sofort fasziniert. Ich habe dann nach einem Weg in diesen Beruf gesucht und bin so auf den Studiengang Angewandte Pflegewissenschaft an der HM gestoßen. Das Studium war für mich die perfekte Möglichkeit, Theorie und Praxis zu verbinden und gleichzeitig einen Beruf zu wählen, der wirklich nah am Menschen ist. Besonders spannend fand ich, dass man nicht nur lernt, wie Pflege funktioniert, sondern auch, warum sie so umgesetzt wird. Man hinterfragt vieles und entwickelt ein tieferes Verständnis für die Zusammenhänge.

Sie waren Social-Media-Influencerin für das Studium Angewandte Pflegewissenschaft. Warum ist es wichtig, Pflege in der Gesellschaft sichtbar zu machen?

Viele Menschen haben ein sehr eingeschränktes Bild von Pflege. Dabei ist sie unglaublich vielseitig und erfordert ein breites Wissen. Über Social Media wollte ich zeigen, dass Pflege weit über Grundversorgung hinausgeht, dass sie wissenschaftlich fundiert ist und sich stetig weiterentwickelt. Pflege kann ein unglaublich erfüllender

Beruf sein, wenn man ihn mit Interesse und Offenheit ausübt.

Was macht Pflege für Sie zu Ihrem Traumberuf?

Pflege ist unglaublich vielseitig. Man kann in ganz unterschiedlichen Bereichen arbeiten – von der Intensivstation bis zur Psychiatrie. Genau das finde ich so spannend. Gleichzeitig ist Pflege viel mehr als das, was viele sich darunter vorstellen. Vor allem als studierte Pflegefachfrau führe ich nicht nur einzelne Maßnahmen durch, sondern kann den gesamten Prozess mitgestalten. Außerdem begleite ich Menschen über lange Zeiträume und lerne sie wirklich kennen. Man bekommt dabei unglaublich viel zurück, oft in Form von Dankbarkeit oder einfach durch das Gefühl, wirklich etwas bewirken zu können. Pflege bedeutet Beziehung – und die entsteht nur, wenn man wirklich Interesse an Menschen hat.

Das Interview führte Heidi Bundschus

Von der Ausbildung zur Professur

Prof. Dr. Monika Schaffner lehrt an der HM Pflegewissenschaft – und weiß aus eigener Erfahrung, wie es sich anfühlt, als Lernende im Hörsaal zu sitzen. Ihre Geschichte beginnt mit einer Ausbildung zur Zahnmedizinischen Fachangestellten und führt über ein duales Pflegestudium an der HM bis zur Promotion und schließlich zur Professur. Ein Porträt über Mut, Praxisnähe und die Kraft des richtigen Schritts zur richtigen Zeit.

Wer Monika Schaffner heute im Hörsaal erlebt, würde kaum vermuten, dass ihr Weg in die Pflege ursprünglich gar nicht geplant war. Der erste Wunsch: Medizin studieren. Doch als der Studienplatz ausblieb, entschied sie sich für eine Ausbildung zur Zahnmedizinischen Fachangestellten – zunächst als Überbrückung. Was sie dabei entdeckte, veränderte alles. „Während der Ausbildung erkannte ich schnell, dass ich als Fachangestellte so viel mehr Kontakt zu den Patienten hatte als die Zahnärzte. Genau das war mir wichtig.“ Statt auf den ersehnten Medizinstudienplatz zu warten, wählte sie einen anderen, mutigeren Weg.

Die HM als Wegbereiterin

Die Entscheidung fiel auf das duale Studium Pflege an der Hochschule München – und das war kein Zufall. Schaffner wollte beides: Theorie und Praxis, Abschluss und Karriereperspektive. „Durch den permanenten Praxisbezug innerhalb des Studiums fiel mir das Lernen sehr leicht, weil Gelerntes immer sofort in der Praxis umgesetzt werden konnte.“ Besonders schätzte sie die Vielfalt der Praxispartner und die individuelle Begleitung durch das Studium.

Mut als Karriereprinzip

Auf den Bachelor folgten der Magister in Gesundheitswissenschaften und schließlich die Promotion im Bereich Public Health und Epidemiologie. Jede neue Stufe war mit Überwindung verbunden. „Die mutigsten Schritte waren für mich immer die Bewerbungen in die nächsthöhere Karrierestufe. Damit war immer ein hoher persönlicher Anspruch verbunden – und die Angst, dem Ganzen nicht gerecht zu werden.“ Heute ist Schaffner Professorin für Pflegewissenschaft mit



Foto: HM

Monika Schaffner bildet Studierende sowohl praktisch als auch in der Theorie aus

Schwerpunkt Fachpraxis an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften an der HM und forscht zu Themen wie Katastrophenmanagement, Digitalisierung in der Pflege und Mental Health.

Praxis im Gepäck, Praxis im Hörsaal

Was Schaffner von vielen Professorinnen und Professoren unterscheidet: Sie hat nicht nur über Pflege gelesen – sie hat sie gelebt. Als Kinderkrankenpflegerin, als Praxisanleiterin, als Forscherin. Ihre Studierenden spüren das. Im SIM.LAB der HM, einem Simulations- und Praxislabor, bringt sie gemeinsam mit ihrem Team ein Stück Realität direkt an die Hochschule. „Praxiserfahrung ist da ein Muss.“ Für alle, die in der Praxis arbeiten und mit dem Gedanken spielen zu studieren, hat sie eine klare Botschaft: „Unbedingt den Schritt wagen! Ein Studium kann einen großen Mehrwert bringen – persönlich wie auch beruflich.“

● *Ralf Kastner*



Monika Schaffner hat den Schritt von der Praxis in die Lehre gewagt

Foto: Julia Bergmeister

Herausgeber
Prof. Dr. Martin Leitner
Präsident der Hochschule
München (V.i.S.d.P.)

Redaktion
Abt. Hochschulkommunikation
Christina Kaufmann (verantwortlich)
Heidi Bundschus
Daniela Hansjakob
Ralf Kastner
Lisa Miethke
Constance Schölch
Christiane Taddigs-Hirsch

Grafik
Angelika Buchzyk

Druck
Joh. Walch
Augsburg

Anschrift
Hochschule München
Lothstraße 34
80335 München
hm.edu
kommunikation@hm.edu

Titelbild
Reden rettet Leben
Mehr dazu auf den Seiten 34 bis 37
Foto: Louis Dickhaut

AHA

The Science
Communication
Hub



Finde dein

Science Date!



Schau vorbei!
**AHA Super Science
Summer Club**
Zamanand Festival, 20.–21.06.26

... über 700
**Veranstaltungen
pro Jahr**

www.aha.bayern

AHA – The Science Communication Hub ist eine Initiative von



BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN

Deutsches Museum



Fraunhofer

HELMHOLTZ
MÜNCHEN

HM Hochschule
München
University of
App & Sciences



MAX PLANCK
GESELLSCHAFT



SNSB Staatliche
Naturwissenschaftliche
Sammlungen Bayerns



der Bundeswehr
Universität München

Mit Unterstützung von

Bayerisches Staatsministerium für
Wissenschaft und Kunst



Academic Program for Entrepreneurship

APE

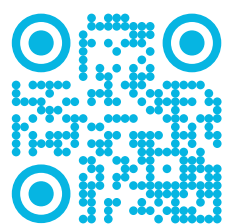


**Imagine the future will
be wonderful, and it's
because of you!**

Zwei Semester. Drei Projekte.
Ein Netzwerk, das bleibt.

APE ist mehr als ein Kurs – es ist
ein Entwicklungsraum für alle,
die Verantwortung übernehmen und
die Zukunft aktiv gestalten wollen.

www.sce.de



**Mehr erfahren
& bewerben**



STRASCHEG CENTER FOR ENTREPRENEURSHIP